

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Drtman n.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Der Herr Baron klopfte an die Tür meiner Kammer und sagte, ich sollte sofort aufstehen, denn der gnädigen Frau wäre nicht gut und sie brauche einen Beistand.“

„War es schon früher einmal vorgekommen, daß Sie aus solchem Anlaß geweckt wurden?“

„Nein. Wenn die Frau Baronin einen ihrer Anfälle hatte, wurde immer nur Fanni gerufen. Die verstand sich am besten darauf, sie wieder zu sich zu bringen. Es war auch bisher stets am Tage passiert und hatte niemals länger angehalten als ein paar Minuten.“

„Für lebensgefährlich wurden die Anfälle hier von niemand gehalten?“

„Was die anderen davon gedacht haben, weiß ich nicht. Ich aber meinte immer, daß sie nicht alt werden würde.“

„Wie kam es, daß der Baron in jener Nacht gerade Sie weckte und nicht das Zimmermädchen, von dem er doch wußte, daß es mit der Behandlung seiner Frau besser vertraut war?“

„Das müssen Sie ihn selber fragen.“

„Die Gasselbauer hat bekundet, daß sie in ihrer benachbarten Kammer das Klopfen des Herrn v. Bardeleben gehört und seine an Sie gerichtete Aufforderung verstanden habe. Darauf sei sie ebenfalls aufgestanden und habe sich hastig angekleidet. Ist das richtig?“

„Es wird wohl richtig sein. Jedenfalls kam sie sofort auf den Gang heraus und wir sind dann zusammen mit dem Herrn Baron nach den Zimmern der gnädigen Frau gegangen.“

„Was hat Ihnen Herr v. Bardeleben auf dem Wege dahin gesagt?“

„Er sagte, die Frau Baronin sei plötzlich ohnmächtig geworden, und er habe sie auf das Ruhebett in seinem Arbeitszimmer gelegt.“

„Das Arbeitszimmer befindet sich unmittelbar neben dem damaligen Schlafgemach der Baronin?“

„Jawohl.“

„Fanden Sie nun bei Ihrem Eintritt Frau von Bardeleben an der angegebenen Stelle?“

„Nein, da fanden wir sie nicht.“

„Und wo sonst?“

„Sie lag auf der Schwelle zwischen ihrem Schlafgemach und dem kleinen Ankleidezimmer, das daneben ist.“

„Sie muß also, wenn die Angabe des Barons richtig war, inzwischen aus ihrer Ohnmacht erwacht und dorthin gegangen sein?“

„Das muß wohl so sein.“

„Neuverte denn Herr von Bardeleben keine Ueber- raschung darüber?“

„Er sagte gar nichts, sondern lief sofort zu ihr hin, um sie bei ihrem Namen zu rufen und sie aufzurichten.“

„Frau v. Bardeleben war ohne Bewußtsein?“

„Das war sie.“

„Sie haben auch nicht gehört, daß sie irgend einen Laut von sich gegeben hätte?“

„Gesprochen hat sie nichts.“

„Einen Schmerzenslaut, meine ich, ein Wimmern oder etwas dergleichen.“

„Ja — gewimmert hat sie schon. Aber wenn Sie das alles so genau wissen, warum fragen Sie mich denn noch?“

„Weil ich es von Ihnen bestätigt hören möchte. Die Baronin soll sich auch trotz ihrer Bewußtlosigkeit gekrümmt und gewunden haben, wie wenn sie heftige Schmerzen hätte?“

„Anfänglich wohl. Aber nachdem der Herr Baron sie auf das Bett gebracht hatte, lag sie ganz still.“

„Hätten Sie nicht den Eindruck, daß es sich bei dieser Erkrankung um etwas anderes handeln müsse als um einen der gewöhnlichen Anfälle?“

„Nein. Ich weiß mit solchen Sachen nicht Bescheid.“

„Nun, wir werden darauf zurückkommen. Erzählen Sie weiter.“

„Der Herr Baron hob die gnädige Frau auf und legte sie auf ihr Bett. Wir sollten sie auskleiden, sagte er, und sollten ihr die Stirn mit kölnischem Wasser reiben, das sie immer anwandte, wenn sie Kopfschmerzen hatte. Er selber wollte nach Reinswaldau hinüberreiten, um den Sanitätsrat zu holen.“

„Wäre der Arzt nicht auch telephonisch zu erreichen gewesen? Es gibt doch, wie ich gesehen habe, eine Verbindung zwischen Reinswaldau und dem Klein-Albacher Schloß.“

„Josepha sah den Fragenden geringschätzig an. „Aber man kann doch nicht mitten in der Nacht telephonieren! Das müßten Sie als Obrigkeit eigentlich wissen.“

„Auffällig muß es Ihnen immerhin vorgekommen sein, daß der Baron den Arzt selbst holen wollte. Das Natürlichere wäre doch gewesen, daß er jemand aus der Dienerschaft geschickt hätte und bei seiner schwer erkrankten Frau geblieben wäre.“

„Wenn Sie unseren Herrn Baron jemals hätten reiten sehen, dann wüßten Sie, daß ihm kein anderer nachmacht, was er fertig bringt. Fragen Sie doch den Reitknecht, der damals die Stallwache gehabt hat, wie's gewesen ist. Der Herr Baron ist in den Stall gekommen, hat sein Leibpferd von der Streu aufgerissen, ihm einen Halfterzaum über den Kopf geworfen und hat sich so, wie er war, auf den Gaul geschwungen. Der Reitknecht sollte nach seinem Befehl mit dem Sandläufer so rasch als möglich hinterher, damit der Wagen in Reinswaldau zur Stelle wäre, bis sich der Sanitätsrat fertig gemacht hätte. Es sollte eben

Keine Minute verloren werden. Können Sie das nicht verstehen?"

"Nun, die Hasselbauer hat sich jedenfalls darüber gewundert, daß Herr v. Bardeleben es so eilig hatte, aus dem Zimmer zu kommen."

"Die Fanni? Ach, bleiben Sie mir doch mit der Person vom Letzte und mit ihren dummen Einbildungen! Ich hab' mich damals wahrhaftig schon genug über sie geärgert."

"Es ist also richtig, daß sie Ihnen gegenüber sofort der Ueberzeugung Ausdruck gegeben hat, dies sei keiner von den gewöhnlichen Anfällen der Baronin, und daß sie die Vermutung aussprach, es müsse irgend eine Gewalttat gegen die Frau verübt worden sein?"

"Dergleichen Zeug hat sie freilich dahergeredet. Aber das war doch nur wegen der Beule, die sie an der Schläfe der gnädigen Frau entdeckt hatte, als sie ihr die Stirn mit dem Messer einreiben wollte. Die war aber bloß vom Hinfallen."

"Woher wissen Sie das so bestimmt? Konnte sie nicht ebensowohl von einem Schläge herrühren?"

"Wer sollte denn die gnädige Frau geschlagen haben?" fuhr ihn Josepha im heftigsten Zorn an. "Vielleicht unser Herr Baron?"

"Sie halten das für ganz undenkbar? Andere sagen, Herr v. Bardeleben sei sehr jähzornig und habe vor Jahren einen Knecht derart mißhandelt, daß der Mann acht Tage lang das Bett hüten mußte."

"Und hat man Ihnen auch gesagt, weshalb das geschehen war? Weil der Mensch ein auf dem Felde krank gewordenes Pferd halb zu Tode geprügelt hatte. Der Herr Baron war gerade dazu gekommen. Wenn er so was sah, konnte ihm freilich die Galle überlaufen. Aber seine Frau! — Es ist ja beinahe, um darüber zu lachen — über das alberne Geschwätz."

"Wenn Sie aber so fest davon durchdrungen waren, daß in den Zimmern der Baronin nichts geschehen war, was vor der Welt hätte verheimlicht werden müssen, warum haben Sie dann der Fanni Hasselbauer mit solcher Heftigkeit verhoert, zu irgend einem Menschen von ihren Vermutungen zu sprechen? Und warum sind Sie später, als Sie die Tote wuschen und herrichteten, so ängstlich darauf bedacht gewesen, durch eine geschickte Anordnung der Haare die Verletzung an der Schläfe zu verdecken? Die Hasselbauer glaubt, daß Sie denselben Argwohn gehegt hätten wie sie und daß es Ihnen nur darum zu tun gewesen sei, Herrn v. Bardeleben vor Unannehmlichkeiten zu bewahren."

"Was die naserotse Gans glaubt, ist mir einerlei. Aber so viel Verstand sollten Sie doch haben, Herr, daß Sie einsehen, warum ich das getan habe. Unsere gnädige Frau sollte nicht entstellt aussehen auf ihrem Totenbette, und die Leute sollten sich auch nicht die Mäuler darüber zerreißen, woher sie das Ding an der Stirne hätte."

"Na, schön! Die Baronin ist dann gestorben, noch ehe Herr v. Bardeleben mit dem Arzte zurückkehrte. Sie hat bis zu ihrem Tode das Bewußtsein nicht wiedererlangt?"

"Sie lag so stille, als ob sie schlief. Und es war kaum zu merken, als das Ende kam."

"Wie benahm sich der Baron, als er sah, daß die ärztliche Hilfe zu spät kam?"

"Darüber kann ich nichts sagen, denn wir wurden sofort hinausgeschickt. Später war er sehr verstört. Aber er ist ein Mann, wie er sein soll, und das Heulen und Jammern ist nie seine Art gewesen — schon in seiner Krankenzeit nicht."

Der Kommissar wollte etwas erwidern, da öffnete sich die Flügelthür.

19. Kapitel.

"Man hat mir mitgeteilt, daß mein Vetter sich bereits auf der Rückfahrt nach dem Schlosse befindet," sagte die eintretende Jadwiga. "Aber er wollte noch einen Abstecher nach der Oberförsterei machen, und es kann darum immerhin noch eine Stunde vergehen, bevor er eintrifft."

"Ich danke nochmals für die gütige Bemühung, gnädiges Fräulein. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich also Herrn v. Bardeleben erwarten."

"Und ich kann wohl jetzt endlich gehen?" knurrte Josepha. "Die kleine Baronesse braucht mich."

"Nur noch einen Augenblick Geduld! — Nicht wahr, die von der verstorbenen Baronin bewohnten Zimmer liegen im ersten Stockwerk? Würde es mir gestattet sein, sie zu besichtigen?"

Die Frage war an Jadwiga gerichtet, und trotz ihrer Selbstbeherrschung konnte die Baronesse die brennende Neugier nicht ganz verbergen, von der sie seit dem Erscheinen des Postzelbeamten verzehrt wurde.

"Weshalb wünschen Sie das, Herr Kommissar?" fragte sie zurück.

"Weil es mir dann leichter fallen wird, ein klares Bild von den Vorgängen zu gewinnen, zu deren Feststellung ich hierher gesandt worden bin. Ich müßte verlangen, daß Josepha Guradze mich begleitet, aber ich möchte zugleich die ergebene Bitte aussprechen, daß auch das gnädige Fräulein als Vertreterin des abwesenden Hausherrn bei der Besichtigung zugegen bleibt."

Jadwiga war schon im Begriff gewesen, die Erfüllung seines Verlangens rundweg zu verweigern. Die letzten Worte aber machten sie sofort anderen Sinnes. Sie rechnete darauf, bei dieser Gelegenheit endlich zu erfahren, welchem Zweck dieser polizeiliche Besuch dienen sollte. Zum grenzenlosen Erstaunen der alten Josepha erwiderte sie daher nach einem kurzen Zögern: "Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß die betreffenden Zimmer seit dem Tode der Baronin auf ein ausdrückliches Verbot meines Veters hin von niemand mehr betreten werden sollen. Die Tote wurde am Morgen nach ihrem Ableben in die unteren Räume verbracht, um dort aufgebahrt zu werden, und unmittelbar hinter ihr wurden die Zimmer verschlossen. An diesem Morgen erst hat mein Vetter die Schlüssel herausgegeben, weil mir eine Lüftung und Reinigung der Gemächer doch unerlässlich schien. — Gehen Sie zu der Wamsfell, Josepha, und fragen Sie, ob damit schon begonnen worden ist. Wenn es nicht der Fall sein sollte, so lassen Sie sich von ihr die Schlüssel aushändigen."

Die Alte brummte etwas Unverständliches vor sich hin und ging kopfschüttelnd hinaus.

"Nun?" fragte Jadwiga nach ihrer Entfernung. "Haben Sie nicht bestätigt gefunden, was ich Ihnen vorhin über unsere gute alte Josepha sagte?"

"In mancher Hinsicht allerdings, gnädiges Fräulein. Aber ich bin mit dem Ergebnis der Vernehmung nichtsdestoweniger durchaus zufrieden."

"Da Sie mich vorhin über den Charakter des fortgeschickten Zimmermädchens befragten, so ist mir nachträglich eingefallen, daß die Person bei ihrem Fortgehen unerkennbar die Absicht hatte, sich auf irgend eine Art für ihre Entlassung zu rächen. Ich erinnere mich jetzt auch, daß ich sie wiederholt auf dreifachen Lügen ertappte."

Der Kommissar verbeugte sich leicht. "Es ist mir sehr interessant, das zu hören."

Für einen Augenblick hatte Jadwiga geglaubt, etwas wie Sarkasmus aus dem Klang seiner Stimme herauszuhören; aber was hätte diesem kleinen Beamten einen Anlaß und ein Recht gegeben, die Mitteilungen der Baronesse von Ostrowski anders als mit respektvoller Gläubigkeit aufzunehmen?

Daß er keine weitere Bemerkung oder Frage hatte, befremdete sie allerdings, und sie war nichts weniger als entzückt über die Rolle, die sie ihm gegenüber spielte.

Als Josepha sehr langsam mit den Schlüsseln zurückkehrte, wandte sie sich in derselben hochmütigen Haltung, die sie beim Empfang des unwillkommenen Besuchers angenommen hatte, zur Thür: "Wollen Sie mir also, bitte, folgen!"

Sie stiegen — Josepha mit ihrer finsternen Miene als letzte — in das obere Stockwerk empor, und Jadwiga ließ den Kommissar in das Arbeitszimmer Bardelebens eintreten, das der Trepps am nächsten lag. Man konnte von hier aus durch die offenstehenden Verbindungsthüren sowohl das Schlafgemach der Baronin wie einen Teil des kleinen Ankleidezimmers übersehen; aber da alle Fenster geschlossen und alle Rouleaus herabgelassen waren, herrschte nur eine ungewisse Dämmerung in den noch vom Moberduft verwekter Blumen erfüllten Räumen.

"Ziehen Sie die Vorhänge auf, Josepha," befahl die Baronesse, "und öffnen Sie wenigstens eines der Fenster. Man kann hier ja kaum atmen."

Der Beamte hatte mit forschenden Blicken Umschau gehalten. Nun, nachdem sie den ihr erteilten Auftrag ausgeführt hatte, wandte er sich an die Alte. "Bezeichnen Sie mir, bitte, genau die Stelle, an der Sie Frau v. Bardeleben fanden!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt über belgische Schlachtfelder.

Von H. M. Stelzmann.

Von dem dem Erdboden gleichgemachten Biß lenkte ich mein getreues Stahlross über die Kolonnenbrücke nach Devant le Pont. Fleißiger Hammer Schlag Klang von der Gitterbrücke herüber, an deren Wiederherstellung schon längere Tage eine Düsseldorfser Firma eifrig arbeitet. Die Monteuere schlafen im Bahnhof. Dort ist auch die Feldpost, Telegraph usw. eingerichtet. Der Bugverkehr geht wieder. Telephonisch werden die Bälle von Station zu Station gemeldet. Merkwürdig, Devant le Pont hat gar keine Beschädigungen erlitten. Nur Kugelhöhlen sind an den Hauswänden am Maasufer sichtbar. Die Soldaten verkehren in den Wirtschaften mit den Deuten, sind aber nicht in Privatquartier, sondern in einem Tanzsaal, in Schulen und verlassenem Wohnungen einquartiert. Bei Eintritt der Dunkelheit haben die Bewohner zu Hause zu sein, alles verschlossen zu halten, und nur der schwere Tritt der Wache dröhnt durch die Kirchhofsstille, das tiefe Dunkel des Orts, der so glücklich gewesen ist, keinen unter seinen Einwohnern gehabt zu haben, der auf die Truppen schoß. Schleusenhaus, Brücken, Straßenpunkte von Bedeutung, alles ist militärisch besetzt.

In dem folgenden Dorf, gegenüber dem schloßgekrönten Argenteau, arbeiten die Männer an der Niederlegung einer großen Mauer, der Herstellung von Verhaueu, Wollgarben und Schief-scharten in Hauswänden und Mauern, alles um einem etwaigen, allerdings fälschlich gemeldeten Kavallerieangriff zu begegnen. In der Kirche werden alle sechs Stunden 12 Männer des Dorfs als Gefangen abgeholt. Nachts hat sich die gesamte männliche Einwohner-schaft mit dem Pfarrer in der Kirche zu versammeln und be-wachen zu lassen. Augenblicklich spielen die Bauern zwischen den Kirchbänken gerade Karten. Am Eingang ist das Strohlager unserer Landwehrmänner, die hier wachen. Die Eisenbrücke nach Argenteau ist vollständig zerstört und durch eine auf eingerammten Pfählen stehende Kolonnenbrücke ersetzt. Vom Maastale schweift der Blick auf die Höhen und sieht auch hier die Bajonnette unserer Feldgrauen blinken. Oben war eine der ersten Schladiten, erzählt mir die Brückenwache. Also hinauf. Die große Dampf-mühle arbeitet unter militärischer Bedeckung weiter. Durch die Mittagsruhe des Dertzens quetscht näselnd eine französische Melodie. Sie kommt von einem Grammophon, das unsere hier lagernden Truppen auf-gestöbert haben. Unweit davon dampfen die Feldflüden am Rande der Straße und wird wieder in der Küche geschafft. Der stille Auf-stieg beginnt. Da, der ganze Erker eines schloßähnlich gebauten Hauses abgerissen. Die Wirkung einer Granate. Bald zeigen sich mehr und mehr die Anzeichen des Gefechtes auf den Höhen vor Vättich. Noch ein letzter Blick auf das Flußtal. Kein Schiff be-fährt den Strom. Die Rähne sind meist in Vättich festgehalten, zum Brückenbau verwendet und dort so dicht nebeneinandergestellt, daß noch nicht einmal ein Nachen hindurch kann. In dem nächsten Dorf war man auch so verständig gewesen, nicht zu scheitern, so daß ein Anschlag des deutschen Truppenführers sagt, die Ortschaft habe die Soldaten aufgenommen und sei zu schonen. Auch hier sind die Bauern kaum mit der jetzt so sehr sich häufenden Feldarbeit beschäftigt. Sie stehen mühsig vor ihren Häusern und schauen dem einsamen Fahrer interessiert nach. Denn noch höchst selten wagt sich jemand mit dem Fahrrad hinaus, weil es bis vor einigen vier- und zwanzig Stunden streng unterlagert war.

Zwei bis drei fest zusammenhängende Ortschaften sind durch-flogen, als sich die Spur einer gewissen Wegsperre zeigt. Rechts und links gefällte Bäume, die Straße aufgerissen und vor uns sämtliche Häuser eifend verbrannt, zerföhren, Ruinen. Links, etwa 80 Meter hinter der letzten Mitte des Dorfs Sarolan, weht traurig an langer Stange ein weißer Wimpel mit rotem Kreuz auf dem Grunde. Die Massengräber gefallener deutscher Soldaten. Ich be-achte vorläufig nicht die durchschnittenen Stachelbradtverhaue links mit den wirr herumliegenden Uniformen, Waffen, Tornistern, Stiefeln usw., Kettere durch den Drahtzaun in den Friedhof hinein, suche einen guten Bekannten und finde ihn. Es ist das letzte Grab der Einzelgräber, die man an der einen Längsseite für die Offiziere gegraben hat. Zwei Latten bilden auf jedem Grab ein Kreuz. Mit Bleistift der Name, Stand, das Regiment, die Compagnie, der man angehört. Gelegentlich auch Helm und Degenscheide. Gegenüber, wohl 60 Meter lang, ein rechteckiger Aufwurf von frischer Erde, mit mehreren Helmen. In der Mitte ein großer Grabhügel und noch ein brettler an der Schmalseite des Friedhofs. Hier ruhen die Wadern, die in den ersten Tagen des August in einem blutigen Nachtfecht auf die Schützengräben stürzten, die der Feind be-nache 2 Km. weit ausgeworfen hatte und hartnäckig verteidigte. Die Wehmut mischt sich mit Mäßigung, wenn ich sehe, wie sorgsam die Totengräber für die Grabstätte der Ibrigen gearbeitet. Selbst Blumenkränze hängen an den Kreuzen. Unfern auf freiem Felde einige Tragbahnen und Mäntel, blutig und zerrissen. Die ge-fallenen Belgier liegen in den großen Schützengräben auf einer Stelle zusammen. Auch ihre Besattung mußten die Deutschen übernehmen. Toll genug siehts auf dem Kampfplatze aus. Man hat nun die Waffen zerbrochen, unschädlich gemacht und zu den Uni-formen und militärischen Dingen auf eine Stelle geworfen. Die hellblauen Reserveröhren leuchten jetzt mit den schreiend roten Leib-bünden in friedlichem Gegensatz. Sie sind aus dem Tornister ent-fallen, der in eifriger Eile wegageworfen worden war.

Höchst geschickt und in mindestens mehrtätiger Arbeit hat man die Gräben angelegt. Hügel auf, Hügel ab, hier breit, dort schmaler, hinter Dedern hier, auf freiem Dange dort. Man hat das Schußfeld bis zur Heerstraße darüber freigelegt, Stachelbradt an der Straße einen halben Kilometer vor dem Hauptgraben gezogen, aber es unterlassen, den Rücken genügend sich zu dedern. Wohl einige mit Strauchwerk verdeckte Gräben und Schützenstellungen. So ist es erklärlich, daß der Feind, als er infolge einer Umgehung auch von hinten angegriffen wurde, bald herausgeworfen werden konnte. Und zwar so eilig, daß die Preußen das Essen verzehrten, das sich die Belgier in etnem Geschäft hinter den Verschanzungen bereitet hatten. Dies berichtete der gefangen genommene Koch den Deutschen selbst, als er im Lazarett darüber befragt worden war. Noch Tage danach fand man im Keller dort reichliche Esvorräte. Als nun, in wenigen Minuten, die furchtbar steile Schluchtstraße hinauf die Unsrigen nach Wandre kamen, waren die Leute dort so überrascht, daß sie sagten: Die Preußen wären aus dem Boden gewachsen. Die Garnison der Stadt ist so überrumpelt worden, daß man das Bekleidungsamt noch über Dreiviertel gefüllt vorfand. Bekannt ist auch, daß bei den Forts die Freilegung und Umzäunung nicht vollendet war und man ganze Eisenbahnwagen voll Stachelbradt und Eisenständern erbeutete.

Dies sah ich besonders bei der Station, bis an dem Fort Fléron liegt. Fléron liegt unweit Derve, der bekannten Station vor Vättich auf der Strecke Nachen—Vättich. Das Fort hielt sich bloß kurze Zeit und hält nun durch seine Esvorräte angenehm aus, die der Besatzung jetzt trefflich munden. Hier begegnete mir auch ein Bug Autos mit Zivilisten. Sie begrüßten froh mit „Guten Tag, ihr Jungen!“ die Soldaten und werfen die letzten Zeitungen heraus. Ach ja, dieser Hunger nach Zeitungen! Oder doch fast jedes Mal die erste Frage: „Haben Sie Zeitungen da? Was gibt's Neues?“ und nötig sind unsere Zeitungen. Hier doch die ganze letzte Woche bei Mannschaften und Offizieren hart-näckig das Geräch herum: Italien hat Frankreich den Krieg erklärt und sechs Armeekorps in Neza und Savoyen einrücken lassen. Es folgen dann Bergwerksorte. Die Betriebe ruhen und der Müßiggang blüht.

Ich bog links ab zum Schlachtfeld von Röttine. Wie heuch-lerisch dieses Volk! „Nous respectons les troupes allemandes“, steht sauber gedruckt auf Anschlägen an den Tären und dar-unter in der Verdeutschung nach dem Wörterbuch: „Wir ver-ehren die deutsche Schar!“ Schlimm genug allerdings hat die Kriegssurke hier in den Dörfern gehaukt. Die belgischen Granaten haben ihre Schuldigkeit getan, als sie in das Schlachtgetümmel hineinfauten. Zwar nicht so schlimm, wie in der Umgebung von Fort Fléron. Dort sprengte und zündete man die Häuser und Höfe an, um freies Schußfeld zu bekommen. Einige der Wisse-tärer stehen beschädigt auf dem Felde. Es sind leichte Kavaller, Feld-artillerie. Konnte man sie in der Eile nicht mehr genügend zer-stören, so hat man die Sprengen geschlagen, um die Bewegungs-fähigkeit zu hindern. Auch bei Röttine sollten die feindlichen Schützengräben die Straße dedern. Sie sind aber rascher und enger angeworfen als über Wandre. Die Massengräber hier liegen verstreut und bergen manchen Franctreur. Die Kalklichter kommt fast bis zum Boden des Aders heran. Schlachtenhummer haben noch hinreichend Gelegenheit, Uniformen und Waffenreste mitzu-nehmen. Es liegt genug davon da. Ich ging mit einer Patrouille und konnte da noch das charakteristische Handbuch der Zivilbevöl-kerung vor den bewaffneten Soldaten sehen. Die Angst vor dem deutschen Gewehr ist derart, daß z. B. auf einem Felde vor der Vätticher Zitadelle zwei Kartoffeldiebe schlammig Neisau nahmen, als sich ein das Gewehr im Riemen tragender Soldat mal die Gegend ansah. Ueber Derve ging weiter. An der Straße und soweit das Auge reicht, Vernichtung. Ein Bug krächzender Raben fliegt querselben.

Ueber die Zerstörungen in dem Städtchen Derve ist schon Genügend bekannt geworden. Erschütternder wirkt das wohl-habende Battice. Wie in manchen dieser Dörfer gab's auch hier ein hübsches Springbrunnenbecken, gepflasterte Straßen, Gas-laternen, Willen, herrlich eingerichtete Privathäuser, kurzum ein städtischer Anstrich von Eleganz lag über diesen Wallonendörfern. Battice hat das alles verloren und ist in den nächsten Jahren kaum wieder aufbaufähig. Entsetzlich ist der Leichengeruch, der aus manchen Kellern jetzt noch strömt. Aus dem Grinsen des Todes ringsum lacht verhöhnd der deutsche Soldatenhumor. Vor Bat-tice hielt der Posten eine Pappstandarte über die vorüberfahrenden Deutschen. Darauf stand: Bitte Zeitungen! An einer Dorfschmiede stand: Hier wird altes belgisches Eisen verkauft, Franzosen und Engländer werden tüchtig und preiswert beschlagen. Zerbrochene Räder und Trainwagen, große verlassene Bivakselber mit Koch-stellen zu beiden Seiten der Straße erinnern an den Durchmarsch unserer Armeekorps. Da kommen wieder Truppen! Von der Maas bis an die Remel, lautet ihr Schlagwort. Necht frohgemut sehen die Unsrigen aus. Mehrere führten Hunde mit. Die Tiere waren mitgelassen und hatten treue Kameradschaft mit den Soldaten ge-schlossen, nachdem ihre früheren Herren vertrieben, gefangen oder erschossen waren.

Neu war mir die Begegnung mit einer Marketenberin. Sie war handfester als ihr Ehegemahl. Zigarren, Backsteinkäse, ein Faß Bier waren in dem Wagen. Beide bedienten eifrig eine Kom-panie, die zum Wendappell antreten sollte. Es war in dem aller-

liebst altentümlichen Neste Clermont, das ganz verschont ist, wie überhaupt alle nun kommenden Dörfer: Froidthier, Aubeil, Combourg usw. Pferde wurden gereinigt, beschlagen, Monturstücke, wundgelaufene Füße ausgebessert. Kurz ein höchst fesselndes Soldatenbild. Wie im Frieden, nur mit dem dunklen Hintergrund des Krieges und seines blutigen Ernstes. Im Bahnhof Froidthier wurde gerade eine mächtige deutsche Fahne gehißt, nagelneu, wie sie von der Nadel der Frau des denselben Nachmittag erst zurückgelehrten Bahnhofsvorstehers kam.

Die türkische Regierung und der Frauenfortschritt.

Wenn heute die Türkei wieder ihr Haupt erhebt und nach den schweren Schlägen, die sie in den letzten Kriegen empfangen, sich wieder aufzuraffen sucht, so ist der türkischen Frau in der Wiedergeburt ihres Vaterlandes eine größere Rolle zugebacha, als sie bisher ihr je beschieden war. Gingen die ersten Versuche, das Los der türkischen Frau zu bessern, von einigen wenigen Türkinnen aus, die vor allem in dem Ausdruck ihrer Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen stark waren, so hat jetzt die wirkliche Arbeit begonnen, die sich ihre bestimmten Ziele setzt und sie mit unermüdem Eifer zu erreichen sucht. Das wichtigste Gebiet, auf dem gearbeitet wird, ist das der Frauenbildung, und der entscheidende Fortschritt ist der, daß auch die türkische Regierung in neuerer Zeit sich dieser Aufgabe zugewandt hat und sie mit großer Entschiedenheit fördert. Früher unterhielt die Regierung für Mädchen nur Elementarschulen, die den Moscheen angegliedert waren und in denen die Böglinge gerade nur lesen, schreiben und einige Koranverse aufsagen lernten. In den reichen Familien wurden die Mädchen von fremden Erzieherinnen unterrichtet, aber der Unterricht beschränkte sich fast ganz auf die Musik, auf Zeichnen und Malen, auf die französische Sprache und häusliche Arbeiten. Heute erfährt das Schulwesen in der Türkei auch für die Mädchen eine weitgreifende Umbildung. In jeder größeren Stadt wird eine Elementarschule für Mädchen mit dreijährigem Unterricht und eine gehobene Elementarschule eingerichtet. In Konstantinopel bestehen heute bereits drei Mädchenschulen für höheren Unterricht, die Sultanie, in der sie einen allgemeinen Unterrichtskursus durchmachen, der Dar-ul-Mualimat zur Ausbildung junger Mädchen für den Lehrinnenberuf und eine Berufsschule, Senaie, die die Mädchen in den Stand setzen soll, ihren Lebensunterhalt mit eigener Arbeit zu verdienen. Gegenwärtig liegt die Leitung der türkischen Mädchenschulen fast ausschließlich in den Händen von Ausländerinnen. Um diese Abhängigkeit zu überwinden, hat die türkische Regierung schon früher eine Reihe von nicht mohammedanischen Frauen zur weiteren Ausbildung ins Ausland gesandt; einige von diesen unterrichten bereits in den Regierungsschulen. Neuerdings sind auch verschiedene mohammedanische junge Mädchen in die Schweiz geschickt worden, um dort Pädagogik und Zeichnen zu studieren. Vor kurzem wurde in Konstantinopel ein Institut für höheren Unterricht, der Dar-ul-Finum, errichtet, in dem Vortragskurse über Pädagogik, Hygiene, Naturwissenschaften, Frauenrecht, Geschichte und häusliche Verwaltung abgehalten werden. Die Vorlesungen für die Frauen werden in Räumen gehalten, die von denen für die Männer getrennt sind. Eine wichtige Frage ist die Stellung der türkischen Frau zur Heil- und Kunst. Schon seit langem sind türkische Frauen als Geburtshelferinnen tätig, und da der Koran verbietet, daß ein Arzt in das Gemach einer Frau trete, wird die Frage viel erörtert, ob es nicht angezeigt wäre, die Frauen zur Ausübung der ärztlichen Kunst zuzulassen. Bisher wurden die Frauen in den ärztlichen Schulen des Reiches nicht gebildet, und die, die im Auslande Medizin studiert hatten, durften in der Türkei ihren Beruf nicht ausüben. So bedeutet es einen großen Fortschritt, daß an der Universität von Konstantinopel Unterrichtskurse für medizinische Gebiete für die Frauen eingerichtet wurden, und man hofft, daß dem bald weitere folgen werden. Bisher lag auch die Geburtshilfe ausschließlich in den Händen von Frauen aus dem niederen Volk, heute wird an der Medizinschule von Haibar Pascha in Konstantinopel ein Kursus für Geburtshilfe gehalten, an dem gebildete Frauen teilnehmen, die eine Prüfung ablegen und ein Diplom erhalten. Seit einiger Zeit ist es den mohammedanischen Frauen auch erlaubt, als Krankenpflegerinnen in privaten und staatlichen Krankenhäusern zu wirken. Während des letzten Krieges machte sich sehr stark das Bedürf-

nis nach geschulten weiblichen Kräften für die Kranken- und Verwundetenpflege geltend. Aus diesem Grunde hat die Gesellschaft des Roten Halbmonds, deren Präsidentin die Prinzessin Rimet ist und die viele mohammedanische Damen zu ihren Mitgliedern zählt, die Schule für Krankenpflegerinnen wieder eröffnet, die schon vor dem Kriege bestanden hat, und ist mit der Gründung einer neuen Schule beschäftigt.

Vermischtes.

• Wie die Achselchnüre entstanden. Als im 16. Jahrhundert der Krieg der Niederländer gegen die spanische Gewalt Herrschaft ausbrach, verließ ein bis dahin im Dienste des Königs Philipp stehendes, besonders gut organisiertes Regiment die spanischen Fahnen und vereinigte sich mit seinen unterdrückten Landsleuten, um an ihrer Seite zu siegen oder zu fallen. Derog Alba, ob dieses Abfalles empört, gab den Befehl, jeden Mann dieses Regiments, der in spanische Gefangenschaft kommen sollte, sofort aufzuhängen einerlei, welchen Rang er besaß. Die Niederländer verstoßten den Befehl des Herzogs und ließen ihm melden, daß das ganze Regiment, Offiziere wie Gemeine, fortan immer mit einem Nagel und Strick versehen sein würde, um den Spaniern das Geschick des Anhängens zu erleichtern. Und von dem Tage an trug jeder der Tapferen einen mit einem Nagel befestigten Strick um den Hals. Da aber niemand von ihnen lebendig in die Gefangenschaft geraten wollte, so kämpften sie natürlich mit dem verzweifelten Mute und bald wurde der Strick mit dem Nagel das Abzeichen eines besonders tapferen Soldaten. Später wurde aus dem härteren Strick eine wollene oder seidene Schnur und aus dem härteren Nagel ein goldener oder silberner Stift, und statt um den Hals trug man dies Kriegerabzeichen auf der Achsel.

Büchertisch.

— Ungewöhnlich reichhaltig und vielseitig, sowohl hinsichtlich des Inhaltes als auch insbesondere bezüglich der Bilderanstattung ist die 7. Kriegszahl der illustrierten Zeitung (Verlag F. F. Weber, Leipzig, Preis der Einzelnummer 1 Mk.). Zu stammenden Worten dokumentiert der bekannte Strafrechtslehrer Prof. Dr. von Liszt, „Englands Verantwortung für den Völkerring“. Prof. Dr. Franz Eulenburg-Weipzig gibt eine ungemein klare und anschauliche Uebersicht über all die verwickelten Fragen, die mit der Aufbringung der Kriegsanleihen zusammenhängen. Ueber die typischen Merkmale des Frankfurterkrieges läßt sich Generalmajor z. D. von Dittfurth aus. Das hochhaltliche Thema der Dum-Dum-Geschosse und der Handfeuerwaffen der kriegsführenden Mächte behandelt Erz. Rohne, einer der ersten Waffentechniker der Gegenwart. Von den Abbildungen sei in erster Linie ein zweiseitiges, außerordentlich wirkungsvolles Bild erwähnt, das die deutschen Truppen vor dem wundervollen Rathaus in Löwen zeigt und so gleichzeitig den besten Beweis dafür liefert, was es mit der von der deutsch-feindlichen Presse behaupteten Verstärkung dieses Kunstwerkes auf sich hat. Ferner sei erwähnt: „Eine deutsche Kavalleriepatrouille auf der Jagd nach einem französischen Flieger“, „Säuberung des Dorfes Cortenberg von Frankfurtern“, „Vertreibung der Russen aus einer Ortschaft bei Hohenstein durch den ostpreussischen Landsturm“, „Ueberraschung von Russen durch eine österreichische Schleichpatrouille“, „Strafentwurf der Oesterreicher mit der Einwohnern einer eroberten serbischen Stadt“ und zahlreiche interessante Photographien, Landkarten, Skizzen usw.

Kapsel-Räffel.

Patriot, Bilderrahmen, Vangerüll, Kulmbach, Mondfinsternis, Schornsteinleger, Marienbad, Verwunderung, Schwiegermutter, Zitabelle, Wummenschanz.

In jedem der obigen Wörter ist ein anderes eingekapselt, z. B. „Gel“ in „Junggelelle“. Sind die eingekapselten Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Ausgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.

Im Stat liegen trB und trA. Mittelhand erhielt trZ, trK, tr9, tr7, pZ, pD, p8, p7, carZ, car9, hinterhand die übrigen. — Verlauf des Spieles:

- 1. B. c9 M. trZ G. carB = - 12.
- 2. G. pA B. p9 M. pZ = - 21.
- 3. D. carA B. car7 M. carZ = - 21.

Den nächsten Stich nimmt Vorchand, muß aber noch einen Trumpflich mit 6 Augen abgeben (B. c8, M. trK, G. pB = - 6), so daß die Gegner insgesamt 60 erhalten.